

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 63 (1984)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Ein neuaufgelegtes Buch aus den sechziger Jahren : das Leben hinter der Wand

Autor: Sulzer, Alain Claude

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ertragreich sind, als die individuellen Resultate suggerieren, muss umgekehrt gelten, dass die Wohlfahrtsverluste durch eine geringere Arbeitszeit viel kleiner ausfallen, als die bestehenden Preise und Bedingungen es signalisieren. Da es — vor allem im Bereich der Positionalgüter — nicht möglich ist, alle negativen externen Effekte durch entsprechende Steuern und andere Instrumente zu korrigieren, kann eine Verkürzung der Arbeitszeit nach der Theorie des «Zweitbesten» unter Umständen sogar die beste pragmatische Lösung derartiger Verzerrungen darstellen.

Die letzte Chance?

Die Beurteilung der langfristigen Kosten und Wohlfahrtseffekte einer Arbeitszeitverkürzung kann sich nicht auf statische Vergleiche stützen, sondern muss die dynamischen Rückwirkungen und sozialen Interdependenzen beachten. Gefragt ist also ein wenig Phantasie, sich langfristige Entwicklungen anders als bloss Fortschreibungen des Status quo und einzelwirtschaftlicher Bedingungen vorstellen zu können.

Zu den Folgen kürzerer Arbeitszeiten gehören daher auch die bisher noch nicht erwähnten Chancen, unsere soziale und kulturelle Infrastruktur besser

nutzen zu können. Strassen und Sportanlagen, Erholungsparks und Medien lassen sich besser auslasten, wenn Arbeitszeit und Freizeit des einzelnen nicht mehr von einem standardisierten kollektiven Muster bestimmt und nach starren Rhythmen eingeteilt sind. Ökonomisch vermitteln sich die Vorteile derartiger Nutzenverbesserungen in handfesten materiellen Ersparnissen über niedrigere Preise und Steuern, aber auch in schwer quantifizierbaren Verbesserungen der Lebensqualität. Sie lassen sich daher sowohl den induzierten Produktivitätsgewinnen als auch den langfristigen Wohl-

fahrtseffekten zuordnen.

Es spricht vieles dafür, dass sich im Instrument der Arbeitszeitverkürzung vielleicht die letzte geschichtliche Chance zum Abbau der Arbeitslosigkeit in diesem Jahrhundert bietet. Dennoch sollte über den beschäftigungspolitischen Argumenten nicht vergessen werden, dass Arbeitszeitverkürzungen auch aus anderen Gründen von Vorteil sein können. Nach den hier vorgetragenen Überlegungen jedenfalls wären sie auch dann noch angebracht, wenn keinerlei Arbeitslosigkeit bestünde.

Copyright by «Zukunft», Wien.

Ein neuaufgelegtes Buch aus den sechziger Jahren

Das Leben hinter der Wand

Von Alain Claude Sulzer

«Die Zeit schien nur mir schnell zu vergehen. Ich glaube, die Zeit steht ganz still, und ich bewege mich in ihr, manchmal langsam und manchmal mit rasender Schnelligkeit.»

(Marlen Haushofer)

«Verdutzt streckte ich die Hand aus und berührte etwas Glattes und Kühles: einen glatten, kühlen Widerstand an einer Stelle, an der doch gar nichts sein konnte als Luft. Zögernd versuchte ich es noch einmal, und wieder ruhte meine Hand wie auf der Scheibe eines Fensters. Dann hörte ich lautes Pochen und sah um mich, ehe ich begriff, dass es mein eigener Herzschlag war, der mir in den Ohren dröhnte.» So erfährt der Leser zum erstenmal von der Existenz der *Wand*. Später heisst es darüber: «Über die Wand zerbrach ich mir nicht allzusehr den Kopf. Ich nahm an, sie wäre eine neue Waffe, die geheimzuhalten einer der Grossmächte gelungen war; eine ideale Waffe, sie hinterliess die Erde

unversehrt und tötete nur Menschen und Tiere.»

Plötzlich also erhebt sich zwischen einer Frau, die zufällig in einem Jagdhaus geblieben ist, während ihre Freunde ins Tal fahren, und der Welt eine Wand; nicht aus Glas, wohl aus einem chemischen Stoff. Wir erfahren ebensowenig wie die namenlose Frau in Marlen Haushofers Roman «Die Wand», was es mit dieser Scheibe auf sich hat. Die Wand wird zur Abgrenzung von der Katastrophe, zur Schutzmauer, die sie rettet und gleichzeitig allein lässt. Ein Segen oder ein Fluch. Wer die Wand errichtet hat, wer für sie verantwortlich ist, wer die Sieger sind, die es schafften, Menschen und Tiere zu töten, ohne der offenbar nützlichen Natur etwas anzuhaben, bleibt unbekannt.

«Heute frage ich mich manchmal», schreibt die Frau später, wissend, dass niemand ihre Aufzeichnungen je lesen wird, «ob das Experiment, wenn es überhaupt etwas Derartiges war,

Literaturhinweise:

John Brack/Keith Cowling, Advertising and Labour Supply: Workweek and Workyear in U.S. Manufacturing Industries, 1919–1976, University of Warwick, Coventry, Oktober 1982.

Görres, Peter Anselm: Die Umverteilung der Arbeit — Beschäftigungswachstums- und Wohlfahrtseffekte einer Arbeitszeitverkürzung, Frankfurt/New York 1984.

Fred Hirsch: Die sozialen Grenzen des Wachstums, Reinbek bei Hamburg 1980.

Kurt W. Rothschild: A Note on Some Economic and Welfare Aspects of Working-Time Regulation, Australian Economic Papers, Juni 1982, Seiten 214 bis 218.

nicht ein wenig zu gut gelungen ist. Die Sieger lassen so lange auf sich warten.» Auch die Sieger scheinen besiegt. Sie lassen tatsächlich so beharrlich auf sich warten, dass angenommen werden muss, dass auch sie bei diesem Experiment nicht überlebt haben.

Marlen Haushofer hat sich beim Schreiben ihres 1968 erstmals erschienen Buchs eine Art Neutronenbombe erfunden. Was damals den meisten unvorstellbar war, ist heute möglich.

Nach dem Einsatz der unbekannten Waffe sind einige der Getöteten auf der anderen Seite der schützenden Wand zu sehen: wie Versteinerungen sitzen und stehen da und dort vor einem Haus, an einem Brunnen ein Mann, eine Frau und erinnern an die vom Ausbruch des Vesuv Überraschten in Pompei. Versteinerungen, die während eines Sturms umkippen und über die schliesslich unaufhaltsam Gras wächst.

«Ich kann mir erlauben, die Wahrheit zu schreiben; alle, denen zuliebe ich mein Leben lang gelogen habe, sind tot.»

Was nun folgt, nachdem die Frau eingesehen hat, dass es sinnlos wäre, sich beispielsweise unter der Wand durchzugraben, um dann doch nur auf Tote zu stossen, ist nicht ein Kampf ums Überleben, sondern der Versuch zu leben, ohne an Ehre, Würde oder geziemendes Benehmen zu denken, die nun keine Rolle mehr spielen, die zu einem anderen, früheren Leben gehören. Sie macht sich — in der Art eines weiblichen, gänzlich unromantischen Robinsons — an die Arbeit. Sie weiss wenig über Landwirtschaft, ist also auf ihre Phantasie und einige Erinnerungen angewiesen. Es ist eine Arbeit in der Einsamkeit; der Kampf findet nicht gegen die Natur statt, sondern gegen sich selbst. Aber von Kampf sollte man wohl besser nicht sprechen. Eher von der Zeit, in der sie sich

«manchmal langsam und manchmal mit rasender Schnelligkeit» zu bewegen scheint. Die Zeit ist es, die sie mühsam in Einklang mit sich und dem Wald, der von ihr nichts will, zu bringen versucht.

Die Arbeit erfordert mehr als Kraft und Geschicklichkeit. Sie erfordert den Mut, sich einzustellen, dass das bisher geführte Leben kläglich und verlogen und gerade deshalb so vergänglich war. Über ihre Vergangenheit schreibt sie wenig; nicht etwa, weil sie nicht dazu käme, vielmehr weil jede Erinnerung getrübt ist. Sie darf nicht vergessen. Die Arbeit in der Einsamkeit erfordert den Mut, nicht zu vergessen, was einmal war, und angesichts des Alleinseins nicht aufzugeben und wahnsinnig zu werden.

Die Überlebende schreibt im Verlauf eines Winters, was sich bis zu diesem Zeitpunkt ereignet hat. Wenig ist es nicht. Vieles wiederholt sich. Marlen Haushofer erzeugt mit diesen Wiederholungen Spannung. Ziemlich bald lässt sie den Leser wissen, dass sie nicht allein ist, dass irgendwo noch ein Mensch überlebt hat.

Zwei Jahre lang hat die Überlebende versucht, sich in der Natur einzurichten, in einer Welt, die auf menschliche Bedürfnisse keine Rücksicht nimmt. Es regnet, es schneit, es ist kalt. Wir sind nicht auf einer hübschen, kleinen, warmen Insel, sondern in Österreich. Die einzigen Gefährten der Überlebenden sind ein Hund, eine Kuh, die einen Stier zur Welt bringt, Katzen, von denen sie weiss, dass sie nicht überleben werden. Aber auch der Hund und der Stier werden sterben; erschlagen von einem Mann, den sie erschossen wird. Dieser gesichtslose Fremde ist wahnsinnig geworden und hat dennoch überlebt. Sie hat überlebt, ohne wahnsinnig zu werden. Marlen Haushofer scheint beide Überlebensformen

als möglich erachtet zu haben, ohne zu beschreiben, wie der Mörder der Tiere sich beispielsweise ernährt hat.

War ihr früheres, unwiderbringliches Leben bereichert durch die ständige Suche nach Ausflüchten aus der Langeweile und Untätigkeit, so ist ihr neues Leben zur Suche nach der richtigen Einteilung geworden; allein die richtige Einteilung erlaubt ihr das Überleben. Wir erfahren nichts über die Form, in der der Wahnsinnige überlebte.

Unwillkürlich wird man an die «Drei Schwestern» von Tschechow erinnert. Unter «normalen» Umständen hätte die Überlebende tagein, tagaus von einem imaginären Moskau geträumt, sich nach sinnvoller Arbeit gesehnt, aber bei der Sehnsucht wäre es geblieben. Lediglich die vollkommene Veränderung der äusseren Lebensumstände haben ein wirklich neues, tatsächlich sinnvoller Leben ermöglicht.

Marlen Haushofers «Die Wand» ist keine grüne Bibel, kein gut gemeintes Handbuch zum Überleben, kein Brevier, in dem man nachschlagen kann, dass es *auch so* geht. Die Autorin, die 1970 im Alter von fünfzig Jahren starb, hat mit viel Phantasie den Versuch unternommen, einen gelangweilten, sehnächtigen Menschen darzustellen, der erst dann zu sich selbst findet, als er keine Rücksichten mehr auf andere zu nehmen braucht. Der Umstand bleibt grotesk — und scheint ausweglos. Marlen Haushofer wollte gewiss nicht beweisen, dass man, einmal auf sich selbst gestellt, überleben kann, wenn man nur will. Die Wand, der Wald, die plötzliche Veränderung scheinen mir ein Sinnbild zu sein für eine kleine Hoffnung, die die Autorin hegte: dass es nicht erst soweit kommen muss, bis sich der Einzelne *bessert*.

Marlen Haushofer. Die Wand.